

**Der Briefwechsel**  
**zwischen**  
**Alwine Wuthenow**  
**und**  
**Klaus Groth**

**Herausgegeben und kommentiert**  
**von Eberhard Schmidt**



## Prolog

... ich hab mein Pfund vergraben  
in sündger Traurigkeit  
(A.W. im Mai 1858)

### I

An einem trüben Kieler Herbstabend des Jahres 1857 strebt der prominente Privatdozent Klaus Groth in Gedanken versunken seiner bescheidenen Junggesellenwohnung zu. Er kommt von einer Buchlesung, zu der er bei seinem Verleger Homann eingeladen hatte, um die Resonanz des Publikums auf ein soeben in Greifswald erschienenenes Buch mit plattdeutschen Gedichten zu testen, aus dem er die seinem Empfinden nach besten Stücke „op Ditmarsch“ vorgetragen hatte. In ihm klingt noch der Schlussakkord eines der vorgetragenen Gedichte nach:

Leef Gott in den Heben,  
O hör mi dit Mal!  
Hest du denn keen Mitleed  
Mit so vele Qual?

Du kannst ja doch allens,  
Mak apen min Port,  
O help doch na Hus mi!  
Ik mutt fort, ik mutt fort!<sup>1</sup>

und er ist sich nun seines Urteils vollkommen sicher.

Zu Hause angekommen, setzt er sich, noch „ganz voll davon“<sup>2</sup>, sogleich ans Schreibpult, spitzt die Feder und schreibt jenen Brief, in dem er bereits die gesamte Thematik des dann bald folgenden mehrjährigen Dialoges mit einer ungewöhnlichen Frau umreisst:

*Geehrter Herr!*

*Die Gedichte Ihrer Frau Gemahlin „En por Blomen ut Annmariiek Schulten ehren Gahren von A.W.“, welche Fritz Reuter herausgegeben hat, sind mir in diesen Tagen zufällig in die Hand gekommen. Ich wollte an Sie die Frage richten, ob ich der Kranken schreiben darf, und in dem Falle um eine sichere Adresse bitten. Ich hoffe, die Gedichte werden bald eine zweite Auflage erleben, dann wünsche ich, daß sie von dem provinziellen Gewande befreit werden, das Fritz Reuter in gänzlicher Verkennung der Würde unserer plattdeutschen Muttersprache ihnen umgegangen hat; sie müssen in ganz Niedersachsen gelesen werden, so aber liest sie hier fast niemand. Darüber wollte ich mit der Dichterin beraten. [...] Ich bin kein Enthusiast, der leicht in Bewegung kommt, meine kritischen Ansprüche sind zu groß. Die Menge plattdeutscher Gedichte, die jetzt auf den Büchermarkt kommen, widern mich an, Fritz Reuter seine nicht ausgenommen, es fehlt den Leuten an Gesinnung, an Empfindung, an Würde. In meinem Leben zum ersten Mal lese ich in dieser Sammlung plattdeutsche Gedichte, die mir gefallen, die ich nicht selbst gemacht habe. Mehrere haben mich zu Tränen gerührt, nicht des bloßen Mitleids, sondern der echten Freude am Schönen, wozu die Wehmut ihren Hauptreiz gibt. Ich möchte der Leidenden dafür etwas wieder sein oder geben können, vielleicht kann ein Wort, ehrlich und ernst gemeint, etwas sein. Wo die Empfindung so klar, so rein, so fromm ist, da muß der Kern gesund sein, und der wird die leidenden Teile des äußerlichen Organismus wieder frei machen und gesunden.<sup>3</sup>*

Adressiert ist der Brief an den Kreisgerichtsrat Ferdinand Wuthenow in Greifswald, und außer der Adresse wird die Dame, die das besprochene Buch aus dem preußischen Greifswald in das dänische Kiel brachte, dem Verfasser des „Quickborn“, der berühmten Sammlung niederdeutscher Gedichte, die ihrem Schöpfer schließlich auch den Ehrendokortitel der Universität Bonn eintrug, wohl nur noch mitgeteilt haben, dass die Verfasserin nicht bei ihrer Familie lebte, sondern in einer Rostocker Anstalt untergebracht war. Die Freundschaft des Adressaten mit dem herb kritisierten Reuter wird Groth noch nicht bekannt gewesen sein.

Besagter Wuthenow war wie Fritz Reuter wegen der Teilnahme an einer studentischen Burschenschaft von der preußischen Justiz zu langjähriger Festungshaft verurteilt worden und verbrachte die gesamte Haftzeit in Silberberg (Eulengebirge). Die Bittbriefe der Eltern um Begnadigung ihres Sohnes Ferdinand sind erhalten<sup>4</sup>; ihre Lektüre ist erschütternd. Reuter war vom November 1834 bis zum Februar 1837 in Silberberg eingekerkert, bevor er die Bekanntschaft noch weiterer preußischer Festungen machen musste.

In seiner „Festungstid“ hat Reuter dem Elternhaus seines ehemaligen Festungsgenossen Wuthenow in dem Kapitel, das vom Juni 1839 während der Überführung Reuters von Graudenz nach Dömitz handelt, ein literarisches Denkmal gesetzt (hier für einen breiteren Leserkreis ins Hochdeutsche übertragen):

*Ich stehe unterwegs in einem Posthaus ..., da höre ich hinter mir still etwas vor sich hin weinen, und als ich mich umdrehe, sehe ich dort eine Frau auf einem Stuhl sitzen, die hatte die beiden Hände vor's Gesicht gedeckt, und die Tränen laufen ihr zwischen den Fingern durch. – Lieber Gott! Und ich denke an ein plötzliches Unglück, welches über die Frau gekommen ist. – „Was ist Ihnen?“ frage ich. – „Ach“, ruft sie, „ich habe auch einen Sohn dabei!“, und damit steht sie auf und legt mir die Hand auf die Schulter und guckt mich so trostlos-traurig mit ihren nassen Augen an, dass es mir durch Mark und Bein ging und sie mir vorkam, als wär' sie meine eigene Mutter, die schon lange den letzten Schlaf schlief. – „Wer?“, fragte ich. „Wer ist Ihr Sohn?“ – „W[uthenow], er sitzt in S[ilberberg]“ sagt sie still – und mochte wohl denken, ich kannte ihn nicht. – Aber ich kannte ihn recht sehr gut, und eine ordentliche Freudigkeit überkam mich, dass ich hier recht etwas Gutes sagen und erzählen konnte, denn er war gesund geblieben an Leib und Geist, und es währte nicht lange, da saß sein Vater bei uns und seine Schwester, ein liebliches Kind von siebzehn Jahren, und ich musste erzählen von dem Sohn und Bruder und immer wieder erzählen, bis der Gendarm kam und sagte, nun wäre es die allerhöchste Zeit. – Ach, du lieber Gott! So hatte es in meinem Vaterhause wohl auch ausgesehen, möglicherweise noch schlimmer.*

Erst Mitte August des darauffolgenden Jahres kommt Wuthenow frei. (Die in der Episode auftretende Schwester Wuthenows wird uns in den Briefen Alwines noch als langjährige Betreuerin ihrer Kinder begegnen.)

Wuthenow hatte nach der Freilassung trotz allem, wie z.B. auch der „Kopernikus“ aus Reuters „Festungstid“, eine bescheidene Karriere im preußischen Staatsdienst gemacht, und Anfang der vierziger Jahre wird er dann als Bürgermeister in dem kleinen Städtchen Gützkow in der Nähe von Greifswald eingesetzt. In Gützkow lernt er die Tochter Alwine des dortigen Superintendenten *Balthasar* kennen und hält um ihre Hand an. Im Jahre 1850 kommt Ferdinand Wuthenow über die Cousine seiner Frau, Mathilde Adam in Treptow (Tollense), wieder in Kontakt mit Reuter.<sup>5</sup>

Die Haftzeit hatte Wuthenow offensichtlich innerlich verdrängt, doch wird es ihm 1862 bei der Lektüre der „Festungstid“ wohl ähnlich wie Albert Schultze, dem „ollen Capteihn“ des Romans, gegangen sein, der an Reuter schreibt:

*Welche Fluth von Gefühlen sie [die „Festungstid“] in mir erregt, kann ich Dir [...] kaum schildern, Wuth und Haß über die schmutzige und niederträchtige Behandlung, die wir unverschuldet erlitten, Hohn und Schadenfreude über die Art und Weise, wie wir unsere Tyrannen und Kerkermeister hinters Licht zu führen und ihnen ihr wohlersonnenes Spiel zu verderben wußten; wehmutsvolle Erinnerungen, die sich an die Personen solcher Leidensgefährten knüpften, die durch Druck und unerhörte Schändlichkeiten geistig und körperlich zu Grunde gerichtet wurden; unser Hochgefühl, Dankbarkeit und innige Freude beim Gedenken derer, die uns treu und engverbunden als aufrichtige Freunde in jener Leidenszeit zur Seite standen [...] Alle diese Gefühle, die im Laufe der Zeit längst bei mir zur Ruhe gebracht schienen, wurden durch Deine Schilderungen wieder wach gerufen [...]*<sup>6</sup>

Zur Biografie Ferdinand Wuthenows kann seit kurzem auf das Burschenschafts-Lexikon von Dvorak<sup>7</sup> verwiesen werden.

## II

Die *Balthasars* waren eine in Vorpommern seit dem 16. Jahrhundert bekannte Gelehrtenfamilie. Potraits in den Kirchen von Anklam, Greifswald und Stralsund zeugten von deren Wirken als Theologen. Besonders in der Universitätsstadt Greifswald, der sie im 17. Jahrhundert auch einen Bürgermeister stellten, waren Vertreter dieser Familie präsent. Als Theologen und Juristen lehrten sie an der dortigen Alma Mater. Ein Zweig der Familie wurde im 18. Jahrhundert geadelt. Anlässlich der Einweihung des Universitätsgebäudes hielt die dreizehnjährige Anna von Balthasar (1737–1808) eine lateinische Rede und wird *Baccalau-rea artium et philosophiae*.

Alwine entstammt einem weniger prominenten Zweig der Familie, dessen Vertreter seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Pastoren in Dorfkirchen der Umgegend von Greifswald predigten. Nach dem Studium mussten sich die Männer um eine Pfarrstelle bemühen, bevor sie eine Familie gründen konnten. Ein junger Geistlicher konnte in vielen Fällen nur dann eine Kanzel übernehmen, wenn er diese vom Vater „ererbte“ oder die Tochter oder Witwe seines Vorgängers heiratete. So trat der Großvater Alwines, Christian Balthasar, 1771 durch die Vermählung mit Regina Vahl in Neuenkirchen bei Greifswald die Nachfolge des ersten Mannes seiner Frau an, der im November 1769 durch „unfreiwilligen Genuss von Gift ein tragisches Ende“<sup>8</sup> gefunden hatte<sup>9</sup>.

Der jüngste Sohn jenes Christian Balthasar, Alwines Vater Johann Carl, wurde 1813 Adjunkt seines Vaters und heiratete im selben Jahr. Nach dem Tode des Vaters 1819 übernahm er die Pfarrstelle in Neuenkirchen. Ein Jahr später, drei Monate vor Alwines Geburt, erkrankte der zweijährige Sohn Bernhard des jungen Ehepaares im Gartenteich des elterlichen Pfarrhauses.<sup>10</sup>

Die Mutter Alwines, Johanna Otto (1789–1826), war die Tochter des Pastors von Niepars bei Stralsund. Johanna Ottos Mutter, Dorothea Hagenow (1763–1844), soll der Familienlegende nach 1780/81 die Jugendliebe des pommerschen Dichters Ludwig Theobul Kosegarten (1758–1818) gewesen sein.<sup>11</sup> Vielleicht erhielt das Mädchen auf Wunsch ihrer Großmutter Dorothea deshalb in der Taufe den gleichen Namen wie Kosegartens Lieblingstochter<sup>12</sup> (geb. um 1790).

Aus der Familie von Hagenow hatte der Gutsherr auf Nielitz bei Loitz, Friedrich von Hagenow (1797–1865), sich als Naturwissenschaftler und Prähistoriker Ruhm erworben<sup>13</sup>.

Der Vater Alwines wurde 1824 nach Gützkow versetzt und avancierte zum Superintendenten.

Alwine wächst nach dem frühen Tod der Mutter und dem Umzug auf den Schulzenhof der Stiefmutter in Gützkow in ausgesprochen ländlicher Umgebung auf, doch bleiben die Beziehungen des Vaters zu akademischen Kreisen in Greifswald eng. Als sich bei der heranwachsenden Tochter erste Anzeichen einer psychischen Krankheit bemerkbar machten, glaubte der Vater dem sonst so begabten Mädchen durch stärkere geistige Anregung Hilfe bieten zu können, indem er sie nach ihrer Einsegnung für drei Jahre auf die Schule nach Greifswald und in Pension zu der Familie des damals sehr renommierten Professors für Naturgeschichte und Botanik, Christian Friedrich Hornschuch (1793–1850), schickte. Aber lassen wir Alwine selber zu Wort kommen, wie sie ihre Kindheit und Jugend beschreibt:

*Ich [...] war im Allgemeinen immer ein muntres Kind gewesen, das seinen Gespielen es fast in allen waghalsigen Streichen und Erfindungen von Spielen zuvorthat; hatte aber schon in diesen Jahren des Wachsens oft ganz wunderliche Ideen und Einfälle, die sich hauptsächlich in einer großen bis an Aengstlichkeit grenzenden Gewissenhaftigkeit in den kleinsten Gegenständen auszeichneten. [...] ich weiß nur daß es um diese Zeit war, daß ich mich oft schon um Dinge quälte, wozu gar kein Grund vorhanden war. Gab ich z.B. einem Armen ein Stück Brod und mir fehlte nachher eine Stecknadel, so dachte ich: Ach wenn die nur nicht in das Stück Brod gekommen ist, daß der Mensch davon ein Unglück haben kann. [...] kurz es war ganz unnatürlich, um was ich mich schon damals oft gequält habe, doch sagte ich es nur mitunter einer jüngeren Schwester, die mich wohl auslachte und sich nicht weiter daran kehrte. Dieselbe hat mir später gesagt, daß ich noch andre wunderliche Aeßerungen gethan, daß sie einst voll Verwunderung ausgerufen: „Alwine sitzt in unsrer großen Kirchenglocke und nimmt dort alle Leiden der Menschheit auf sich“; doch weiß ich nicht mehr, was sie zu dieser Bemerkung veranlaßt.*

*Ich lernte sehr gut und war fleißig und auch lustig mit den andern Kindern und diese Ideen verloren sich wie Fliegen zur Herbstzeit durch erwachenden Verstand und Zerstreung, die ich in einer größern Stadt fand, in die man mich in Pension that. [...] Zu den alten Professorleuten, bei denen ich war, fühlte ich wenig Zuneigung und Vertrauen, so viel Achtungswerthes sie auch haben mochten [...] So litt ich denn sehr von Heimweh und war froh, als ich mit 16 Jahren wieder ins Elternhaus zurückkehren durfte.*

*[Im 18. Lebensjahr] brach dann ein vielleicht schon lang verhaltenes Gemüths- und Seelenleiden los, das nahe an Geistesstörung grenzte, wenn solches nicht selbst mit im Spiel war. Wenn man mir auch in Gesellschaft Andrer nichts anmerkte so überfiel mich doch oft mitten bei der Arbeit eine Angst, die ich vor der Herzgrube fühlte und dieselbe stieg mit jeder Minute höher, spiegelte mir allerlei vor, was ich gethan und wieder gut zu machen hätte, bis ich mich an einen einsamen Ort begab und dort mich viel Mals auf die Erde warf, als müßte ich es auf diese Weise abbüßen [...] Was ich für Ideen dabei hatte weiß ich nicht mehr, doch entsinne ich mich, daß sie religiöser Art waren und auf eine innerliche Zerknirrschung hinarbeiteten. Die Schriften von Kempis<sup>14</sup> und anderen Mystikern mochten in jener Zeit auch nicht gut auf mich gewirkt haben, doch will ich dies nicht behaupten, da sie später nie dergl. in mir zu Wege gebracht. [...]. Man brachte mich dann nach Sachsenberg zu Flemming<sup>15</sup>, dem ich auch großes Vertrauen schenkte und der nach einem halben Jahr die körperlichen Ursachen aufgehoben glaubte, allein das geistige Leiden wich erst in dem nächsten Vierteljahr ganz allmählich [...]. Ich kehrte zum Weihnachtsfeste nach 3/4jähriger Abwesenheit wieder in die Heimath zurück.*

*Dort griff ich nun wieder tüchtig mit an und konnte gegen Ostern, wo Alles am Typhus daniederlag, den Meinen eine Stütze sein. Der Tod zweier lieber Schwestern und der Großmutter, deren Liebling ich war, hätte mich bald wieder nieder gerissen, doch gewann meine gute Natur die Oberhand und das Jahr darauf wie auch den auf diese häuslichen Leiden folgenden Sommer konnte ich*

*der Wirthschaft und allen auf mir ruhenden Pflichten (die Mutter und Schwestern waren zur Nachkur in's Bad gereist) mit Energie vorstehen. Zwei Jahre danach verlobte ich mich auch mit meinem Ferdinand, dessen Bekanntschaft und Antrag mir so zu sagen aus den Wolken fiel, da ich an nichts wenger, als so was dachte; weshalb ich dann auch erst nichts davon wissen wollte, weil ich mir so was Alles ganz anders gedacht auch noch keine Lust spürte meine Freiheit fahren zu lassen; doch da er trotz dem daß ich und die Eltern ihm von der Krankheit erzählten, die ich schon durchgemacht und ihn warnten, doch bei seinem Vornehmen blieb, so gab ich seinem Wunsche nach und ward die Seine.<sup>16</sup>*

Alwine schreibt 1861 zwar rückblickend:<sup>17</sup> „Wollte Gott, ich hätte damals den entschiedenen Sinn gehabt, mit dem ich jetzt Jedem von solchem Gottversuchen abrathen möchte, es wäre für uns Beide besser gewesen“, doch war sie damals nach eigenem Bekunden sehr glücklich, machte mit ihrem Verlobten weite Spaziergänge und zeigte dem jungen Bürgermeister stolz die nähere und weitere Umgebung ihrer Heimat. Mit der Kutsche werden sie zur Vargatzer Wassermühle gefahren sein, um sich an ihrem Anblick zu erfreuen. Alwine wird ihrem Bräutigam empört berichtet haben, welchen Frevel einer seiner Vorgänger im Amt anrichtete, als dieser das Hünengrab auf dem Niederfelde bei Gützkow, das Caspar David Friedrich um 1807 gezeichnet hatte und damit zum Vorbild seines Ölgemäldes „Hünengrab im Schnee“ machte, „aus ökonomischen Gründen“ hatte sprengen lassen. Besagtes Bild befand sich 1828<sup>18</sup> noch im Besitz des Greifswalder Unversitätsprofessors Schildener; jenes Schildener, dessen Sohn uns in den Briefen Alwines als Mitinsasse des Rostocker Katharinenstiftes wiederbegegnet wird.

Zu Fuß wanderten sie den Stadtberg hinauf zur ehrwürdigen Kirche, deren Grundstein Otto von Bamberg 1128 gelegt hatte und in der Wilhelm Meinhold, der Verfasser der „Bernsteinhexe“<sup>19</sup> im Geburtsjahr Alwines die Tochter des damaligen Gützkower Pastors geheiratet hatte. Dann ging es wohl weiter an den Windmühlen vorbei zum Friedhof, wo Alwine Ferdinand das Grab ihrer Mutter<sup>20</sup> zeigte. Dahinter lag der bewaldete Hasenberg, auf dem der junge Bürgermeister Bänke zum Verweilen und Genießen der Ansicht Gützkows hatte aufstellen lassen. Am Kosenow-See überraschte er seine Verlobte mit einem Boot, dem er den Namen „Alwine“ gegeben hatte. Weiter ging es auf dem Fährdamm, vorbei am sogenannten Passschreiber-Haus, zur Peene, die noch bis 1815 der Grenzfluss zwischen Schweden und Preußen gewesen war und die an dieser Stelle 1675 vom Großen Kurfürsten auf seinem Feldzug gegen die Schweden überschritten worden war. – Diese Eindrücke und Erinnerungen aus ihrer Verlobungszeit bleiben A.W. unvergesslich und so berichtet sie auch ihrem Briefpartner Groth später davon.

Ende September 1843 halten sie Hochzeit. Alwine wurde zur „Stadtmutter“ und „beriet, half, gab und tröstete nach Kraft und häufig über Kraft; zu Weihnacht richtete sie Bescheerungen, bei besonderen Notständen Lotterien ein“<sup>21</sup>.

*Da kam das Jahr 48, das auch mich mit froher Hoffnung für das liebe Vaterland erfüllte, als es zuerst seinen Völkerfrühling zu entfalten begann, aber bald darauf sich so unheilbringend in seiner weitem Entwicklung, namentlich in den kleinen Ortschaften erwies, so daß auch mein Mann von den aufgeregten Hefen der Bevölkerung Schlimmes zu erdulden hatte, bis sie so weit gingen, in hellen Haufen in das Rathhaus zu dringen und den Magistrat abzusetzen. Da ward denn auch mein Gemüth vielfach zerrissen und als am Ostermorgen (den Tag vorher war der Tumult) uns wieder ein Töchterchen geboren ward, habe ich im Bette oft viel Angst ausstehn müssen, weil ich meinen Mann, wenn er ausging, immer in Lebensgefahr glaubte, weil dienstfertige Zungen es nicht lassen konnten mir die schönen Redensarten zu hinterbringen, die hin und wieder in Gestalt von Drohungen sich Luft machten. Nach 14 Tagen ward zwar durch Militairgewalt [alles] wieder hergestellt<sup>22</sup>, doch wurde uns von jener Zeit nicht mehr wohl im Orte und 49 Juli siedelten wir nach Greifswald über.<sup>23</sup>*

Schon im Herbst 1849 musste sich A.W. wiederum „der Hand des guten Dr. Flemming anvertrauen“. Nach 13 Monaten bricht sie die Behandlung in Schwering-Sachsendorf ab und kehrt zu ihrer Familie zurück.

### III

Mit Literatur ist Alwine von Kindheit an vertraut. Der Vater war musisch interessiert und las den Kindern u.a. aus der 1825 erschienenen Frithiofs Saga des damaligen schwedischen Nationaldichters Tegner<sup>24</sup> (des „schwedischen Goethe“) vor. Die deutsche Klassik und christliche Andachtsliteratur gehörten in dem pommerschen Pfarrhaus zur vertrauten Lektüre. Der Vater regte die Kinder zu eigenen künstlerischen Versuchen an und A.W. muss ihn sogar nach seinem Tode noch vor dem Vorwurf<sup>25</sup> in Schutz nehmen, seine Erziehung hätte die Erkrankung der Tochter begünstigt:

*Wenn seine Kinder [...] ihm ihre Gaben zu Weihnachten oder zum Geburtstag in irgendeiner kleinen dazu erfundenen Darstellung entgegen brachten, so hatte er wohl ein Lächeln der Freude und segnenden Liebe für sie, ließ auch wohl über diese oder jene Stelle ein Wort der Anerkennung oder der Bemerkung, wenn sie gelungener hätte sein können, fallen, aber dann wurde nie wieder vor uns noch gegen Andre der Sache Erwähnung gethan; und unsre gute Mutter, Vaters 2te Frau (die eigene verlor ich im 7ten Jahre) hatte erst recht keinen Sinn für dergleichen, wenn sie auch bei solcher Feier sich nicht dagegen legte, d.h. wenn keine große Vorbereitungen dazu nöthig waren.*

So dichtete sie für den Hausgebrauch (wohl vor allem in der plattdeutschen Alltagssprache) und achtete ihr Talent gering. Die Resonanz und der Beifall, den der 1852 erschienene „Quickborn“ des akademisch ambitionierten Müllerssohnes aus Dithmarschen in der Öffentlichkeit fand, werteten für A.W. schlagartig ihre eigenen poetischen Versuche auf und gaben ihr die Sicherheit, ihre Gedanken, Empfindungen und Gefühle in ihrer vertrauten Muttersprache darzustellen.

Diese Form der Selbstreflexion und der Meinungsäußerung wird ab 1854, mit der Einlieferung in das Katharinenstift in Rostock und der selbstgewählten Abschottung gegenüber der Außenwelt zu einem Instrument der Selbsterhaltung. Ihr Arzt in Rostock, Hofmedikus Johann Schröder (1799-1879), beschreibt das Verhalten der Patientin während der ersten Jahre ihres Aufenthaltes im Stift recht plastisch: „Die Kranke sitzt den ganzen Tag fast regungslos, mit geschlossenen Augenlidern, ein Läppchen Papier mit Bleifeder in den Händen, von Zeit zu Zeit Verse kritzelnd. Sie ist nicht zu bewegen, die Stube zu verlassen, noch weniger die frische Luft zu genießen, einen Brief zu empfangen oder zu beantworten, sich mit irgend etwas zu beschäftigen ...“<sup>26</sup>

Die so entstandenen „Verse“ sendet sie dann nach einiger Zeit des völligen Schweigens an ihren Ehemann in „Griepswold in de Bökstrat“<sup>27</sup>, um ihn an ihren Gedanken teilhaben zu lassen. Die anfänglichen Bedenken Alwines vor einer Veröffentlichung sind noch spürbar, wenn sie 1861 Gräfin Solms<sup>28</sup> ihre Erleichterung kundtut:

*daß gerade die Gedichte, die mich selbst, mein Leid und meine Liebe ausströmen, Sie am meisten angesprochen, ... weil ich (wie ich überhaupt lange nichts von einem Gedrucktwerden irgend eines meiner Gedichte wissen wollte) hauptsächlich diese von Ihnen geliebten zurückzuhalten strebte, wie denn wohl jedes weibliche Gemüth nur ungern und mit Schmerz das Geheimniß seines tiefsten innerlichen Lebens vor dem fremden Auge entschleiern sieht, weil es solches gleichsam wie eine Entweihung ansieht. Ja es hat mir, ich muß es gestehen, eine große Überwindung gekostet, diese meine armen Lieder, die so tief mit meiner Einsamkeit und meinem Schmerz verwachsen waren, „Schneewittchen“ im 2ten Bande, wie mehrere in dem Strauße „Schwere Stunden“ und*

*auch schon mehrere im ersten Bande mit fortzugeben und nur die Bitten meines Mannes, der gerade in ihnen den rechten Ausdruck meines Wesens zu sehen glaubte, vermochten mich [zu bewegen], sie den übrigen einzuverleiben<sup>29</sup>*

Jedenfalls wird Alwine Wuthenows erster Gedichtband, den Fritz Reuter 1857 herausgibt, ein großer Erfolg und findet auch überraschte Anerkennung bei ihrem großen Vorbild Klaus Groth. Dieser nimmt sofort brieflichen Kontakt zu der Autorin auf mit dem Ziel, bei der zu erwartenden zweiten Auflage des Buches seine mit Müllenhoff entwickelte plattdeutsche Orthographie hier anzuwenden<sup>30</sup>. Fleißig schickt er der Kranken entsprechende Überarbeitungen ihrer Gedichte und argumentiert gleichzeitig gegen die Schreibweise und den Inhalt der Reuterschen Veröffentlichungen. Groth artikuliert damit (ohne direkt darauf Bezug zu nehmen) auch seinen Zorn über einen Aufsatz des namhaften Robert Prutz über Plattdeutsche Dichtung in der Zeitschrift „Deutsches Museum“ vom November 1857, in dem konstatiert wird, nicht Groth sei „durch und durch Plattdeutscher“, sondern Fritz Reuter<sup>31</sup>. Alwine versucht, ihren Herausgeber Reuter mit vorsichtiger Beschwichtigung in Schutz zu nehmen, doch Groth ist in seinem Missionseifer nicht zu bremsen und beabsichtigt, seine Argumentation in einer Hamburger Literaturzeitschrift zu veröffentlichen. Im Januar 1858 erscheint dann zu allem Überfluss auch noch in den Cottaschen „Morgenblättern“ von deren holsteinischem Korrespondenten (L.Wienbarg?) eine bissige Polemik gegen die neuesten plattdeutschen Veröffentlichungen, die zum Teil die Grothsche Kritik an den vielfältigen Schreibweisen der niederdeutschen Autoren aufgreifen, insgesamt jedoch die Fähigkeit des Plattdeutschen zur Literatursprache vehement in Frage stellen:

*Der Ruhm, den der hiesige Klaus Groth durch seine plattdeutschen Poesien so überschwenglich erworben hat [...], läßt, wie es scheint, andere Niedersachsen nicht mehr schlafen. Eine große Menge unserer Landsleute, die sich wohl gehütet hätten, jemals in ihrem Leben etwas auf Hochdeutsch zu veröffentlichen, ist jetzt darüber aus, sich das auf Plattdeutsch zu erwerben, was sie nie versucht haben würden, sich auf Hochdeutsch zu erobern. Und diese Leute haben Recht; ist es so leicht, auf Plattdeutsch unsterblich zu werden, so wäre man ein Thor, wollte man es auf dem so schwierigen Wege des Hochdeutschen versuchen. Wird irgend eine Phrase einzig und allein schon deshalb beklatscht, weil sie auf Plattdeutsch gesprochen wird, während sie auf Hochdeutsch ungehört verhallen würde, so müßte man ein sehr unpraktischer Mensch seyn, wollte man sie dennoch auf Hochdeutsch sagen. Wir werden hier daher jetzt förmlich überschüttet von plattdeutschen Erzeugnissen aller Art in gebundener und ungebundener Rede [...]*

*Das Plattdeutsche ist seiner Natur nach gänzlich unfähig eine Literatursprache zu werden, und man kann ein großer Verehrer einer niederdeutschen Sprache seyn, ohne deßhalb im Geringsten sich für die heutigen plattdeutschen Bestrebungen zu interessiren. [...]*

*Das Plattdeutsche eignet sich seiner Naivetät, Körnigkeit und Derbheit wegen wohl zu burlesken und komischen Dichtungen, zu kleinen populären Reimereien, die aus Scherz geschrieben und lachend gelesen werden, aber nicht zu Dingen, die einer höheren Sphäre der Literatur angehören. Plattdeutsch ist eine ganz gute und ausreichende Sprache für das tägliche Leben in untergeordneten, niedrigen Lebenskreisen, aber es ist arm und nackt an allen höheren Begriffen; das höhere geistige Leben findet keinen Ausdruck und keine Befriedigung in seinen verschiedenen Mundarten, und für eigentliche literarische Zwecke ist es durchaus ungeeignet. Statt [...] sich in allerlei poetischen Ergüssen zu ergehen und Schriften zu schreiben, von denen das eigentliche, plattdeutsch redende Volk so gut wie gar keine Notiz nimmt, thäte man augenscheinlich besser, für Schule und Kirche zu schreiben und eine plattdeutsche Zeitung zu gründen, die vom gemeinen und ungebildeten Volke gelesen werden könnte. Daran scheint man aber nicht zu denken, sondern es vorzuziehen, in gebildeten Kreisen gelesen zu werden und auf den Toilettentischen eleganter Damen zu verkehren, so wie denn*

*überhaupt bei Lichte besehen alle diese plattdeutschen Schriften und Poesien, die sich ihrer Naturwüchsigkeit rühmen, nichts anderes sind als künstlerische Erzeugnisse der Unnatur und Treibhausgewächse, der ganze durch sie hervorgerufene Enthusiasmus nichts weiter als eine neue Art von Blasirtheit, worin sich gewisse gebildete Kreise der Gesellschaft gefallen.*

Es ist denkbar, dass Hofmedikus Schröder, „der trockenste Mensch unter der Sonne“ (A.W.), seiner Patientin den o.g. Artikel zur Lektüre empfiehlt; ist er doch der Überzeugung, dass deren „Reimereien“ ihrem Genesungsprozess abträglich seien<sup>32</sup>. Der Eindruck über den dann wahrscheinlichen leidenschaftlichen Disput um den Inhalt des zitierten Artikels schwingt bei Schröder vielleicht noch vier Jahre später nach, als er Alwine Wuthenow wenig schmeichelhaft attestiert, sie sei „eigensinnig und ein prädominirender, obgleich dissimulirter Zug ihres Charakters scheint Hochmuth und Ehrgeiz zu sein. In dieser Beziehung“, so Schröder, „ist sie leicht verletzbar und heftigen Affecten ausgesetzt.“

Von Alwine Anfang Mai auf den Artikel in den Morgenblättern aufmerksam gemacht, sieht sich Groth nunmehr veranlasst, seine Bestrebungen theoretisch zu untermauern und fasst noch im selben Monat seine Argumentationen redaktionell zusammen, um sie unter dem Titel „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ zu veröffentlichen. Im Sommer erhält A.W. das fertige Buch zugeschickt. Sie ist erfreut über die vehemente Verteidigung des Plattdeutschen, muss jedoch gegen Ende des Buches feststellen, dass von den Vorwürfen gegen Reuter nichts zurück genommen worden war.

Nunmehr bricht A.W. den Kontakt zu Groth erst einmal ab. – Viele Monate später, Groth fragt besorgt nach ihrem Befinden und spricht sie erstmals mit Vornamen an, rafft sie sich zu dem langen Brief vom April 1859 auf, der noch Jahre nach ihrem Tode immer wieder zitiert wurde und der Ausdruck ihrer Offenheit und ihres Gerechtigkeitssinnes ist. Groth antwortet kurz und das Thema für ihn abschließend, lädt A.W. aber formell zu einem Besuch in Kiel ein.

Ende 1859 ist Groth dann jedoch der erste, der Reuters „Olle Kamellen“ im Altonaer Merkur bespricht, und zwar mit so bemerkenswerten Sätzen wie:

*„Ut de Franzosentid“ ist eine [Geschichte] von einer so köstlichen Lebendigkeit, voll von so echtem Humor, daß man sie dem Besten, was in der Art je von Spaniern und Engländern geschrieben ist, kühn an die Seite setzen darf. Dieser talentvolle Mann hat hier plötzlich seinen Gegenstand, und die Freude des Schaffens selber, mit der diese Erzählung geschrieben sein muß, wird ihm gesagt haben, daß er ihn gefunden. Ich habe Fritz Reuter einmal aus innerster Überzeugung für seine „Läuschen un Rimels“ weh tun müssen, ich konnte nicht anders als ihm sagen, daß man auf Kosten der Würde des Volkes nicht lachen dürfe. Habe ich je seit dem Erscheinen der „Pickwickier“<sup>33</sup> aus voller Seele gelacht, so ist es hier.*

Ein Jahr später folgt dann noch die ausführliche und wohlwollende Besprechung von Reuters „Hanne Nüte“.

Doch die Briefpartnerin in Rostock bleibt länger als zwei Jahre Groth gegenüber stumm. –

Dann, im Sommer 1861, geht ein Brief von Greifswald nach Kiel, in dem A.W. als Grund ihres langen Schweigens ihre Reue darüber äußert,

*daß vor nun bald zwei Jahren meine lange Entschlußlosigkeit der Grund war, daß man mir in der Heimath die Besorgung der 2ten Auflage sozusagen über den Kopf wegnahm, nachdem man mir bei meinem Besuche im Sommer daselbst allerlei Einwürfe gegen Einführung der von Ihnen und mir gewünschten Orthographie gemacht hatte.*

Ihr Mann Ferdinand scheint diese Begründung nicht gelten lassen zu können und fügt dem Brief eine Notiz an, in der er als „wahren Grund ihres Stillschweigens“ die Krankheit seiner

Frau anführt und zudem noch rät, mit welchem Trick Groth der fixen Idee seiner Frau, all ihre Briefe müssten alsbald verbrannt werden<sup>34</sup>, zum Schein entsprechen könne. Groth antwortet nur noch kurz, wobei er dem Rat Ferdinands wohl nachgekommen war; der dann folgende Antwortbrief Alwines findet keine Erwiderung mehr.

Für Groth war mit dem Erscheinen der zweiten Auflage der „Blomen“ in der *Reuterschen* Schreibweise das Ziel seines Strebens hinfällig geworden. Hinzu kamen schwere persönliche Schicksalsschläge für Groth. Dessen Frau Doris notiert in ihr Tagebuch „Mit dem Jahre 1862 beginnt eine Kelter des Leidens für uns, die noch jetzt nicht abgeschlossen ist ...“<sup>35</sup>

Alwine Wuthenow verlässt das Katharinenstift in Rostock und begibt sich im Frühjahr 1862 mit finanzieller Unterstützung der Gräfin Solms ins Königreich Württemberg zur Behandlung bei Dr. Albert Zeller (1804–1877) in Winnenthal.

Ihre „Hochdeutschen Gedichte“ enthalten eine Huldigung an Fritz Reuter; das Gedicht „An die Unduldsamen“<sup>36</sup> könnte mahnend an Groth gerichtet sein.

Klaus Groth kommt in den sechziger Jahren in enge freundschaftliche Beziehungen zu seinem Landsmann Theodor Storm. Wohl lenkt er 1869 noch die Aufmerksamkeit Storms auf die Gedichte der „Anna Maria Schulten“<sup>37</sup>, doch diesen scheinen Alwines Blumen nicht zu beeindrucken; Eingang in dessen „Hausbuch“ finden sie jedenfalls nicht. Und so äußert sich dann auch Groth ein Jahr später anlässlich des Todes von John Brinckman gegenüber dem Schweriner Hobein: „... als Lyriker habt Ihr [neben Brinckman] noch keinen Andern aufzuweisen in Mecklenburg, denn Annmariet Schulten (A.W.) ist doch nur subjectiv und spricht die Gefühle einer Frau aus, ist auch der Form nach zu einförmig und zu wenig idiomatisch reich“.

#### IV

Wenngleich die Briefe der Wuthenow oft schwärmerisch und recht blumig einleiten, Reuter verwendet (in anderem Bezug) hierfür einmal den Begriff „pomphaft“<sup>38</sup>, wird sie bald konkret und offen, häufig auch vertraulich. Es bestätigt sich ausnahmslos, was im Zusammenhang mit Alwines Erkrankung der Hausarzt der Familie attestiert, dass „ihre Gedanken vollkommen logisch, ihr Urteil klar und präzise“<sup>39</sup> ist. Sie beobachtet mit wachen Augen das literarische (Brinckman, Weber, Meyer) und auch politische (der Fall Baumgarten) Leben. In direktem Kontakt steht sie jedoch nur zu einem beschränkten Personenkreis. Reuter erwähnt nur zwei Briefe (Oktober 1859 und Juli 1860), die er von A.W. erhalten hat. Gegenüber Zeller bekennt Alwine:

*Es sind mir auch noch andre liebe Zuschriften außer denen von Groth darauf zu gegangen, doch hab ich nur mit ihm über die liebe Muttersprache Briefwechsel gepflogen, mich auch nie dadurch zu einem Vers verleiten lassen. Ich habe nie für Andere, sondern nur zu meiner eignen Erholung und nach meinem Bedürfnis gedichtet; auch nie nach Lob oder Ehre bei Leuten getrachtet, was gar nicht in meinem Charakter liegt.*

So entzieht sie sich jedoch auch der Möglichkeit, Propaganda für ihre Bücher zu machen, und es verwundert nicht, dass ihre „Nigen Blomen“ und die „Hochdeutschen Gedichte“ noch 12 Jahre nach Erscheinen nicht vollständig abgesetzt sind. Reuter warnt zwar schon im Oktober 1859 „die zweiten Bände der Lyriker gehen, selbst wenn sie ebensogut und noch besser als die ersten sind, lange nicht so gut“, doch scheint diese allgemeine Regel nicht der einzige Grund für das geringere Echo auf die dann folgenden beiden Gedichtbände zu sein. Bereits im April 1859 konstatiert A.W., „ich glaube, meine Muse hat das Druckenlassen nicht vertragen können, [...] denn seitdem ist mir nichts mehr recht gewesen, was ich geschafft habe und nur selten habe ich einen Moment frischer freier Schafflust in mir verspürt“.

Während die Gedichte des ersten Bandes im gedanklichen Dialog mit ihrer Familie, vor allem mit Ferdinand, entstanden, war bei den folgenden der literarische Anspruch eines großen Publikums wohl selten zu verdrängen. So ging die ursprüngliche Naivität, die den Reiz vieler

früher Lieder ausmacht, teilweise verloren. Auch der Versuch der Aufgabe des heimischen Dialektes zugunsten des dithmarschen, wird die Treffsicherheit der Wortwahl und die Leichtigkeit des Textflusses gestört haben.

Hier, und gänzlich bei den hochdeutschen Dichtungen, trifft zu, was Theodor Storm lakonisch bemerkt: „... ist es eben schwierig, in zweien Sprachen ein Dichter zu sein“. Storm schreibt dies 1854 in seiner Rezension der „Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn von Klaus Groth“ aber vieles dort könnte auch zu den hochdeutschen Gedichten von A.W. geschrieben sein.

Einen sehr anschaulichen Vergleich bietet Alwines hochdeutsches Pendant zu einem schon in Reuters „Unterhaltungsblättern“ veröffentlichten plattdeutschen Gedicht, das sie vielleicht ihres nicht im niederdeutschen Sprachraum aufgewachsenen Ehemannes zuliebe in ihren dritten (hochdeutschen) Gedichtband aufnimmt:

An Em

Magst mi noch lieden?  
Hest mi noch leiw?  
Ach! legg Dien Hart mi  
Mit in den Breif!

Will mal upschluten,  
Wat all d'rin steiht  
Ob noch Dien Wiewing  
Spatzieren d'rin geiht

Ob sei noch d'rin hett  
Den leiwlichsten Platz;  
Ob ick noch drin bün,  
Dien allebest Schatz.

Wenn ick dat seihn hew,  
Denn schlut ick dat tau;  
Bruukt keine tau weiten,  
Wovon ick hew Rauh.

(1855)

An Ihn

Mein Lieb klopft an Dein Herze  
Als Vöglein pick, pick, pick,  
Ach laßt hinein mich schauen  
Doch einen Augenblick.

Ich muß mir's mal besehen,  
Ob's noch das alte sei  
Mit seinen grünen Lauben  
Von frommer, süßer Treu.

Ach ja, Dein altes Bauer,  
Ist's noch wie sonst es war,  
Drum holde Röslein blühen  
Hin durch das ganze Jahr?

Mußt Du nun oft auch fliegen  
Durch öde Felder hin,  
Du kommst doch immer wieder  
Und findest Dein Futter drin.

So laß mir denn nur offen  
Stets seine traute Tür,  
Dann singen schöne Weisen  
Wir fröhlich für und für.

(1862)

## V

Der hier komplett vorgelegte Briefwechsel zwischen Klaus Groth und Alwine Wuthenow geht auf eine Anregung Franz Schüppens zurück, der im Jahre 1992/93 mit seinem Aufsatz „Alwine Wuthenow im Spannungsfeld von Fritz Reuter und Klaus Groth“<sup>40</sup> die Dichterin, zumindest in niederdeutschen Forscherkreisen, wieder stärker in Erinnerung brachte, nachdem der Herausgeber ein Jahr zuvor den Zugriff auf (teilweise sehr entlegene) Zeitzeugnisse, wenn auch noch unvollkommen, etwas erleichtert hatte. In der Folge sind weitere Arbeiten über Alwine Wuthenow erschienen (Reinhard Rösler 2004<sup>41</sup>, Ulf Bichel 2005<sup>42</sup>), die den Weg zur 2005 durch Jürgen Grothe und Reinhard Rösler besorgten Neuauflage der plattdeutschen Gedichte im BS-Verlag-Rostock ebneten. Damit ist der erste Teil der „Blomen

ut Annmariëk Schulten ehren Goren von A.W.“ nunmehr wieder einem breiten Leserkreis zugänglich und diesen duftenden Blumen ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

Auf den vier Jahre andauernden brieflichen Kontakt zwischen Klaus Groth und A.W. machte bereits wenige Jahre nach dem Tod der Dichterin Adolf Bartels aufmerksam. Kurz vor Beginn des 1. Weltkrieges veröffentlichte er im „Eckart“ die sechs Briefe Groths an die Insassin des Rostocker Katharinenstiftes.

Die Briefe der A.W. an Groth sind 1926 von Walter Schröder<sup>43</sup> im Nachlass Klaus Groths in Kiel wiederentdeckt worden. Bei den „Seltsamkeiten“, die die Schreiberin in der Behandlung ihrer Briefe an den Tag legte, war dies durchaus eine Überraschung und nur einem Vertrauensbruch Groths gegenüber seiner damaligen Briefpartnerin geschuldet. 1931 stellte Schröder erstmals Auszüge dieser Briefe in einer Greifswalder Zeitung der Öffentlichkeit vor. Ein Jahr später nahm er diesen Fortsetzungs-Beitrag in seine gesammelten Aufsätze „Von niederdeutschen Dichtern“ auf<sup>44</sup>.

Die Briefzitate sind dann von Professor Altenburg in Stettin für seinen biografischen Beitrag über A.W.<sup>45</sup> mit benutzt worden; in jüngerer Zeit haben Jürgen Grambow und Wolfgang Müns die Schrödersche Auswahl in ihre Anthologie „Pommern, Ein Lesebuch“ aufgenommen<sup>46</sup>.

Nunmehr werden alle fünf Briefe Alwine Wuthenows an Klaus Groth mit freundlicher Genehmigung der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel<sup>47</sup> erstmals (nahezu<sup>48</sup>) vollständig dargeboten. Mögen sie dazu beitragen, behutsam das Bild einer klugen, talentierten Frau aus dem 19. Jahrhundert aufzuhellen, deren Weg sich für einige Jahre mit denen anderer, weit bekannterer Künstler kreuzte und die durch eine Bürde, die sie fast ihr ganzes Leben hindurch zu tragen hatte und mit Demut trug, daran gehindert war, ein umfangreicheres künstlerisches Werk zu hinterlassen.

Ich danke Frau Dr. Kornelia Kuchmeister und Frau Margit Conrad von der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel, Herrn Dr. Norbert Hofmann vom Staatsarchiv in Ludwigsburg beim Landesarchiv Baden-Württemberg, Herrn Thomas Binder vom Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin, Herrn Dr. Hans-Ulrich Simon vom Mörike-Archiv in Marbach sowie Herrn Bodo Keipke vom Archiv der Hansestadt Rostock für ihre freundliche Unterstützung bei der Bereitstellung von Handschriften und Dokumenten sowie zur Veröffentlichung derselben.

Frankfurt (Oder), im Herbst 2006      Eberhard Schmidt

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> „Altonaer Merkur“ vom 29. Oktober 1857
- <sup>2</sup> Groth an Müllenhoff am 24.10.1857
- <sup>3</sup> Bartels, Adolf: Klaus Groth und Alwine Wuthenow. In: Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Berlin 1913/14, S.427f.
- <sup>4</sup> Geheimes Staatsarchiv PK: I.HA, Rep.77, Tit.21, Lit.W Nr.54
- <sup>5</sup> Gaedertz, Karl Theodor: Fritz Reuter-Studien. Wismar 1890, S. 41
- <sup>6</sup> zitiert nach Hückstädt, Arnold: Fritz Reuter im Urteil der Literaturkritik seiner Zeit. Rostock 1983, S. 32f.
- <sup>7</sup> Dvorak, Helge: Biographisches Lexikon der Deutschen Burschenschaft. Band I: Politiker, Teilband 6: T–Z. Heidelberg: Winter 2005, S.391-393
- <sup>8</sup> Trutz Balthasar: Pommersche Pastoren. In: Archiv für Sippenforschung 34 (1968), S.361–364
- <sup>9</sup> Regina Vahl (1746–1811) war wohl eine Tochter des Greifswalder Kaufmanns Balzer Peter Vahl (1718–1792), der zu jener Zeit bereits Mitglied des Greifswalder Magistrats war. Dessen Enkel Karl Schildener, ein enger Freund Ernst Moritz Arndts und Caspar David Friedrichs, wird 1815 Rektor der Universität. Schildeners Sohn wiederum wird später Mitinsasse Alwines im Rostocker Katharinenstift sein
- <sup>10</sup> Pommersches Geschlechterbuch, Neunter Band. Limburg an der Lahn 1977, S. 203
- <sup>11</sup> erstmals so in einem Brief Bertha Balthasars (1814–1890) an Theodor Pyl vom Juli 1878. Danach dann H. Franck: Gotthard Ludwig Kosegarten. Ein Lebensbild. Halle 1887, S. 95–105
- <sup>12</sup> deren Hauslehrer Ernst Moritz Arndt war
- <sup>13</sup> Hagenow war u.a. befreundet mit Kosegarten (1792–1860) und Schildener (1777–1843) in Greifswald. Vgl. Pommersche Lebensbilder III, S. 267
- <sup>14</sup> Thomas a Kempis (um 1380–1471), „Die Nachfolge Christi“
- <sup>15</sup> Dr. Carl Friedrich Flemming (1799–1880), Leiter der Heilanstalt Schwerin-Sachsenberg
- <sup>16</sup> an Albert Zeller in Winnenthal, Staatsarchiv Ludwigsburg, Sign. F 235 III, Bü 1995. In diesem biografischen Bericht für ihren künftigen Arzt schildert A.W. u.a. auch die Symptome ihrer Krankheit, doch sollte auch für uns der Grundsatz Reuters gelten, der zögerte „den Schleier zu lüften, der ein großes, tief empfundenes Unglück stets den Augen der Öffentlichkeit entziehen sollte“. (Vorwort zur 1. Ausgabe der „Blomen“)
- <sup>17</sup> an Zeller, wie Anm. 16
- <sup>18</sup> Siehe „Greifswalder Academische Zeitschrift“ II, 2, 1828, S.40f.
- <sup>19</sup> im Hochzeitsjahr Alwines und Ferdinands anonym erschienen
- <sup>20</sup> Eintragung im Gützkower Kirchenbuch von Alwines Vater: „Mit sechs unmündigen Waisen trauere ich am Grab der treuen Gattin und Mutter. Die Hilfe zweier Ärzte war vergeblich“
- <sup>21</sup> nach dem Bericht ihrer Schwester Bertha
- <sup>22</sup> A.W. an Gräfin Solms am 19.12.1861: „Das Interregnum dauerte zwar nur 14 Tage und ward der Magistrat durch Militärgewalt wieder in seine Rechte eingesetzt. Man hörte 2 Schüsse fallen, dann war Alles still; was ich aber damals gelitten bei den entsetzlichen Drohungen des Pöbels, die mir oft treulich genug hinterbracht wurden, kann ich Ihnen nicht sagen.“ Zu Anlass und Verlauf des Auftritts vom April/Mai 1848 siehe Heinrich Bandlow: Das tolle Jahr in Gützkow. In: Unser Pommerland 13, S. 360f., Stettin 1928
- <sup>23</sup> an Zeller, wie Anm. 16
- <sup>24</sup> in der deutschen Übersetzung des Stralsunders Gottlieb Mohnike 1781–1841)
- <sup>25</sup> „Meinem guten Vater haben sie es sogar zum Vorwurf gemacht, wie ich von einer [...] klugen Dame hörte, als er unlängst selig in seinem Gott entschlafen war. Ja sie meinte er hätte uns nicht praktisch genug erzogen und wohl etwas zu sehr auf derlei Kleinkünste gegeben und dadurch Neigungen in mir namentlich entwickelt, die später zu meinem Verderben ausgeschlagen.“
- <sup>26</sup> Staatsarchiv Ludwigsburg, Sign. F 235 III, Bü 1995
- <sup>27</sup> Nige Blomen, S. 191. Die Straße wurde später nach Bismarck umbenannt.
- <sup>28</sup> Amalie Gräfin zu Solms (1820–1900)
- <sup>29</sup> Staatsarchiv Ludwigsburg, Sign. F 235 III, Bü 1995
- <sup>30</sup> Groth versucht dies später auch gegenüber Brinckman (vgl. Brief Groth an Hobein v.14.10.1870), doch jener beharrte weiter auf seiner Schreibweise (s. Walter Schröder: Klaus Groth, Briefe. Heide 1931, S. 64)
- <sup>31</sup> vgl. Simons, Ludo: Die Kluft zwischen Klaus Groth und Fritz Reuter. In: Jahresgabe der Klaus-Groth-Gesellschaft Bd. 47, Heide 2005
- <sup>32</sup> A.W.: „...selbst der gute Flemming [in Sachsenberg], der doch die eignen Töchter sehr tief in das Land der Wissenschaften und Künste eingeführt, bekam es mit der Angst, wenn er die Feder in meiner Hand sah und bat mich immer doch ja dies Bedürfnis in mir zu unterdrücken.“
- <sup>33</sup> Charles Dickens „The Posthumous Papers of the Pickwick Club“, 1837
- <sup>34</sup> „... die fixe Idee hatte, daß ich Alles verbrennen müsse, was ich geschrieben, weil durch jede That die ich sichtbar, als etwas Faßbares hinstellte, die schrecklichen Begebenheiten, die ich erlebt und ihre Einwirkungen auf mich auf eine unverfügbare Weise fixiert würden“, A.W. an Zeller. Sign. F 235 III, Bü 1995
- <sup>35</sup> Die Tagebücher der Doris Groth geb. Finke. Hgg.v. Elvira u. Joachim Hartig. Heide 1985
- <sup>36</sup> Hochdeutsche Gedichte, S. 125
- <sup>37</sup> Theodor Storm – Klaus Groth: Briefwechsel. Hgg.v. Boy Hinrichs, Berlin 1990, S. 56
- <sup>38</sup> im Zusammenhang mit dem Vorschlag A.W.'s zum Vorwort ihres ersten Gedichtbandes
- <sup>39</sup> Staatsarchiv Ludwigsburg, Sign. F 235 III, Bü 1995
- <sup>40</sup> in: Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung. Hamburg Heft 4/1992, S.248–167 u. Heft 1/1993, S. 13–31
- <sup>41</sup> Rösler, Reinhard: Alwine Wuthenow und ihre Gedichte. In: Beiträge der Fritz Reuter Gesellschaft Bd.14, Rostock 2004
- <sup>42</sup> Bichel, Ulf: Wertung des Niederdeutschen im Briefwechsel zwischen Alwine Wuthenow und Klaus Groth. In: Jahresgabe der Klaus-Groth-Gesellschaft Bd.47, Heide 2005
- <sup>43</sup> Walter Georg Karl S., geb. 1884 Anklam, gest. 1955 Berlin, Pastor, u.a. plattdeutsche Gedichte „Ick weit einen Eikbom“ (1916/17)
- <sup>44</sup> Schröder hatte 1926 den eigentlich zweiten Brief Alwines vom 2. Mai 1858 irrtümlich um ein Jahr vordatiert und den eigentlich ersten vom 2. Dezember 1857 als „zweiten“ deklariert. Da der vermeintlich „erste“ Brief dadurch inhaltlich nicht in die Chronologie einzuordnen war, ließ er ihn unberücksichtigt. – Das Motto dieses Vorwortes ist jenem bisher unveröffentlichten Brief entnommen
- <sup>45</sup> Pommersche Lebensbilder I, Stettin 1934, S. 197–207

---

<sup>46</sup> in den biografischen Angaben leider mit gewissen Ungenauigkeiten

<sup>47</sup> Signatur Cb22/F3. Die tiefgesetzte Nummerierung im Text [,] entspricht der Nummerierung am oberen Rand der Manuskriptblätter.

<sup>48</sup> einige wenige Wörter konnten vom Herausgeber nicht gedeutet werden. Als Versuch einer Entschuldigung sei Ferdinand Wuthenow aus dem Brief vom 3.6.1855 an Reuter zitiert: „daß, [...] die Schrift meiner Frau [...] schwer zu entziffern ist“